

›Kulturelle Kompetenz‹ als Chance für gesellschaftliche Wirksamkeit im Alter

REINHOLD KNOPP

Neue Chancen für ein aktives Leben im Alter – so könnte der Titel über eine aktuelle Bestandsaufnahme zur Situation Älterer in Deutschland lauten. Überall öffnen sich neue Betätigungsfelder für das Engagement Älterer. Selten ist eine Generation in die nachberufliche Phase gegangen, die über so viel kulturelles und ökonomisches Kapital verfügte. Zugleich war die Quote der Beteiligung am Erwerbsleben in der Altersgruppe über 55 Jahren noch nie so niedrig wie heute. Die Veränderung der Erwerbsbiografie, die sich immer mehr als brüchig darstellt, wird in schon absehbarer Zeit das Thema ›Altersarmut‹ neu auf die Tagesordnung setzen. Verstärkt wird dieser Prozess durch eine neoliberale Politik, die zunehmend die Verantwortung für gesellschaftlich bedingte Risiken in die Zuständigkeit der Einzelnen verlagert.

Die Lage Älterer Menschen stellt sich im Zuge marktförmig strukturierter Modernisierung somit zunehmend widersprüchlich dar. Zugleich ist es der Modernisierung zu verdanken, dass gerade die so genannten Jungen Alten einen relativ einfachen Zugang zum ›Erwerb von ›kultureller Kompetenz‹ haben, die wiederum eine wesentliche Voraussetzung für eine gesellschaftliche Wirksamkeit im Alter ist. Dies zeigt ein Blick in die jüngere Geschichte der Bundesrepublik: In der relativ kurzen Anfangsphase der Modernisierung, die Ende der 60er bis Mitte/Ende der 70er Jahre datiert werden kann, gilt es restaurative gesellschaftliche Strukturen zu überwinden, um einer umfassenden Mobilität Raum zu geben. Dies geht damals nicht, ohne ›mehr Demokratie zu wagen‹, ›Chancengleichheit‹ insbesondere in der Bildung und ›Kultur für alle‹ zu versprechen. Diese Zeit kann als eine Phase ›kultureller Zivilisierung‹ (Alheit) betrachtet werden. Sie ist durch eine Politisierung vieler gesellschaftlicher Bereiche gekennzeichnet, die vorher als privat tabuisiert sind. Bildung, kulturelle und politische Partizipation bilden die Voraussetzung für ›kulturelle

Kompetenz«. Viele Menschen, die diese Zeit als junge Erwachsene erlebt haben, gehen heute mit einer anderen Sozialisation in die nachberufliche Phase, als die Generationen davor. Der Erwerb und die Erweiterung von ›kultureller Kompetenz« gibt ihnen die Chance, sich mit den Widersprüchen in einer marktförmig strukturierten Gesellschaft auseinander zu setzen und aus dieser Perspektive heraus, in sozialen und kulturellen Projekten gesellschaftlich wirksam werden.

1. Neue Chancen für das Alter?

»Wie müsste eine Gesellschaft beschaffen sein, damit ein Mensch auch im Alter ein Mensch bleiben kann?« fragt Simone de Beauvoir in ihrem 1970 veröffentlichten Werk »Das Alter« (de Beauvoir 2004: 711). In kulturhistorischer Analyse legt sie überzeugend dar, dass es in der Geschichte der Klassengesellschaften immer nur kleinen Minoritäten vorbehalten war, in Würde zu altern und auch im Alter noch gesellschaftlich bedeutsame Rollen einzunehmen. Ihr kritisch-pessimistisches Resümee lautet: »Die Situation der alten Menschen zeigt deutlich das Scheitern unserer Zivilisation auf« (ebenda).

Das Bild von Alter, so scheint es, hat sich seit der Bestandsaufnahme durch Simone de Beauvoir Ende der 60er Jahre grundlegend verändert. Alter wird nicht mehr mit Ausgedienthaben gleichgesetzt. Im aktuellen 5. Altenbericht der Bundesregierung werden gar die Ressourcen des Alters für die Bewältigung gesellschaftlicher Aufgaben herausgestellt. Ältere werden also ›gebraucht« und sind aufgrund ihrer persönlichen Dispositionen auch in der Lage, neue Rollen in der Gesellschaft einzunehmen. Doch mit Blick auf die demografischen Prognosen erscheint dieses neue, produktive Verständnis vom Alter gefährdet, ein kurzes historisches Intermezzo zu sein. Für die Zukunft werden andere, wesentlich pessimistischere Bilder gemalt. Der Fernsehfilm »2030 – Aufstand der Alten« pointiert eine solche Voraussage, indem als Zukunft der insolventen Älteren ein Leben kaserniert im Ghetto und an medizinische Armaturen gefesselt zeigt.

Es wäre zu simpel und auch falsch, ›die Wahrheit als dazwischenliegend« zu vermuten. Aus heutiger Sicht ist durchaus zu erwarten, dass sich die soziale Kluft in der Gesellschaft vergrößern wird. Viele Menschen gehen mit einer Biografie auf das Alter zu, die große Versorgungslücken aufweist. Auch ist wenig geklärt, welche neuen Möglichkeiten des Engagements und damit der gesellschaftlichen Integration und Einflussnahme ihnen künftig geöffnet werden. Werden sie zu Lückenbüßern in einem Prozess des zunehmenden Sozialstaatsabbaus? Werden sie an gesellschaftlichen Entscheidungen beteiligt? Werden ihnen Möglichkeiten der Partizipation zugestanden?

Wie sich in Zukunft ein Leben im Alter gestaltet, wird sicherlich auch davon abhängen, inwieweit sich Ältere aktiv einbringen und damit auch für ihre eigenen Interessen engagieren. Hierfür ist derzeit Optimismus angebracht. Es geht eine Generation in die nachberufliche Phase, die in ihrer Jugend einen Prozess gesellschaftlicher Demokratisierung erleben konnte. Von einem ersten Kontinuitätsbruch in der Geschichte der Bundesrepublik sprechen die Soziologen, wenn sie auf die späten 60er und 70er Jahre zurückschauen. Sie beschreiben diesen Bruch mit Schlagworten wie »68«, »Wohlstandssteigerung«, »Bildungsexpansion« und »Wertewandel« (Berger/Vester 1998: 24). Die Zeichen sind positiv: Vielerorts entstehen Initiativen Älterer für Wohn- und Kulturprojekte und für generationsübergreifendes Handeln. Zumeist verfügen ihre Akteure über eine hohe berufliche Qualifikation und Durchsetzungsfähigkeit. Immer wieder finden sich in den Projekten Einzelne, die sich gut in Verwaltungsstrukturen und politischen Gremien auskennen und damit dazu beitragen können, dass die Gruppe in ihrer Gesamtheit gut gerüstet in mögliche Konflikte gehen kann.

Doch das, was sich auf der Ebene von Projekten als neue Möglichkeiten der Einmischung zeigt, ist nur ein erster, wenngleich auch ermutigender Lichtblick. Gesamtgesellschaftlich betrachtet dominiert der Trend neoliberaler Politik und damit setzt sich eine Stärkung von Marktstrukturen fort, die vielfache Widersprüchlichkeiten produziert. Eine Folge dieser Politik ist die zunehmende Privatisierung gesellschaftlicher Risiken. Dies zeigt sich besonders deutlich beim Umbau der Sozialsysteme. Die Belastungen für die Arbeitnehmer steigen ebenso wie der Druck auf die Modernisierungsverlierer durch die Verschärfung der Hartz IV Gesetze. Zugleich werden die Spielräume des Kapitals mit Hinweis auf die Globalisierung erweitert. Begleitet werden solche Prozesse durch eine zunehmende Ideologisierung. Das, was auf der Mikroebene, z.B. auf der Ebene eines Wohn- oder Stadtteilprojektes, noch durchschaubar ist, stellt sich auf der gesellschaftlichen Ebene immer komplexer und unübersichtlicher dar. Die öffentliche Debatte über die so genannte Unterschicht hat gezeigt, wie leicht Schuldzuweisungen medial zu transportieren sind. Sie zeigt auch, wie einfach es ist, den Vorwurf mangelnder Verantwortungsübernahme für das eigene Schicksal auf weitere Gruppen der Modernisierungsverlierer auszuweiten, wie z.B. auf weniger erfolgreiche Hochschulabsolventen. Es fällt sicherlich nicht leicht, nach vieljähriger Berufstätigkeit zu abstrahieren, dass kontinuierliche Beschäftigung und entsprechende Rentenbezüge für die nachfolgenden Generationen keine Realität mehr darstellen und deren Biografie sich schnell von der »Bastel- zur Bruchbiografie« (Ulrich Beck/Elisabeth Beck-Gernsheim) entwickeln kann. Aber auch die heutigen Ruheständler gehören zur Gruppe der Transferempfänger und es sollte sie hellhörig machen, dass bereits jetzt konservative Kreise die Beteiligung von Transferleistungsbeziehern an parlamentarischen Entschei-

dungen in Frage stellen. Schlagzeilen wie »Die Mehrheit der Transferempfänger kann eine Minderheit der Leistungsträger beliebig schröpfen« (FAZ 11.2.2007) ebnen den Weg für eine Debatte darüber, ob weiterhin jede Stimme in der Demokratie gleiches Gewicht haben soll.

Es zeichnet sich ab, dass die demografische Entwicklung zu einer Zunahme der gesellschaftlichen Konflikte führen wird. Zugleich werden diese Konflikte immer unübersichtlicher und die Interessengruppen immer zerfaserter. Um in diesen Auseinandersetzungen Alternativen zum leicht ideologisiertem Konzept des neoliberalen Umbaus zu formulieren, bedarf es »kultureller Kompetenz«, ein Begriff dessen inhaltliche Bestimmung im Folgenden entwickelt wird. »Kulturelle Kompetenz« ist Voraussetzung für das Abstrahieren von der eigenen Interessenlage. Sie bildet die Basis für ein volkswirtschaftliches Denken, das eine Alternative zur vorherrschenden Betriebswirtschaftlichkeit darstellt. Nur über »kulturelle Kompetenz« können Problemlösungen als gesamtgesellschaftlich akzeptabel bewertet werden, die nicht unmittelbar, bzw. nicht zeitnah mit den eigenen Interessen überein zu bringen sind. So lässt sich z.B. nur mittelbar nachvollziehen, warum auch die Bewohnerschaft gutbürgerlicher Wohnquartiere Partei gegen eine zunehmende Segregation von Armut im städtischen Raum Position beziehen sollte. Auch für die Positionierung, Kinder aus den Familien in benachteiligten Lebensverhältnissen als besonders wertvoll für Zukunft der Gesellschaft zu betrachten, bedarf es einer kulturellen Perspektive.

2. Widersprüchlichkeiten gegenwärtiger Modernisierung

»Wehe! Ewig undurchsichtig sind die ewigen Gesetze der menschlichen Wirtschaft!« – Chor der »kleinen Spekulanten« in dem Theaterstück »Die heilige Johanna von den Schlachthöfen« (1929-1931) (Brecht 1980: 285).

Der Klimawandel zeugt in besonderer Weise von der Absurdität marktformiger Konkurrenz: Nationen mit hohem wissenschaftlich-technischem Leistungsstandard kaufen weniger entwickelten Ländern Kontingente an Umweltzerstörung ab. Die Internationalisierung der Märkte trägt zur weiterer Mystifizierung menschlichen Handelns bei: Traditionsunternehmen werden ohne ersichtlichen Grund aufgelöst, Fusionen großer Konzerne gehören inzwischen zum Alltagsgeschäft. Spekulative Hedgefonds, die solche Prozesse beschleunigen und deren Interesse nur der kurzfristige Profit ist, verfügen gegenwärtig über das unvorstellbare Kapital von 1,4 Billionen US-\$. Wären die sozialen Folgen solcher Übernahmen, meist in Form von Massenentlassungen und Lohndruck, nicht so gravierend, könnte man das Geschehen als absurdes Theater verfolgen, mit »schwarzen und weißen Rittern«.

Was ist das Normale, was die Absurdität? Menschen können länger leben und sich dabei einer größeren Gesundheit erfreuen, als die Generationen zuvor. Zugleich wird diese Entwicklung unter Stichwort demografischer Wandel als eines unserer größten Probleme thematisiert. Weniger als die Hälfte der älter als 55jährigen befindet sich in der Bundesrepublik Deutschland in einem sozialabgabenpflichtigen Arbeitsverhältnis. Ungeachtet dessen wird der Zeitpunkt des Einstiegs in das Rentenalter höher gesetzt, was damit für die Mehrheit lediglich einer Rentenkürzung gleichkommt. Ihnen fehlt die Chance, länger zu arbeiten, denn von einigen wenigen löblichen Einzelfällen abgesehen, sind Menschen ab dem Alter von 50 Jahren in deutschen Unternehmen nicht mehr als Mitarbeitende willkommen. Gleichzeitig wird auf Kinder und Jugendliche ein enormer Leistungsdruck ausgeübt. Immer früher sollen sie sich verwertbares Wissen aneignen und immer schneller ihre Ausbildungen absolvieren (Bünder 2007). Angesichts einer prognostizierten höheren Lebenserwartung ist eine solche ›Verschiebung‹ von Leistung in die Zeit von Kindheit und Jugend gerade zu paradox.

Ein wesentlicher Grund für den zunehmenden Druck auf die Jugend (Shell 2006) und die Ausgrenzung Älterer aus der Erwerbstätigkeit ist die Tendenz zur ökonomischen Beschleunigung, die seit den 90er Jahren zunehmend den kapitalistischen Modernisierungsprozess strukturiert. Richard Sennett spricht von der »Kultur des neuen Kapitalismus«, dessen Kern die Bindungslosigkeit zwischen Kapital und Arbeit und dessen Credo die Flexibilität ist. (Sennett 2005). Es geht dabei um eine Flexibilisierung, die sich auf alle Beziehungen in der Gesellschaft auswirkt. Im Sog der ökonomischen Beschleunigung scheint nichts Bestand zu haben, nichts verlässlich zu sein.

Aber weder höhere Wesen noch eine imaginäre »Macht der Ströme« (Castells 2001) sind für die ökonomischen Entwicklungen verantwortlich zu machen. Dem weltweiten Agieren von Kapitalgesellschaften liegen internationale Handelsabkommen zugrunde, die überwiegend von demokratisch gewählten Regierungen abgestimmt wurden. Den inzwischen weltweit durchgesetzten Marktgesetzen (Castells 2001) liegen von Menschen getroffene Entscheidungen und menschliches Handeln zugrunde. Eine Wahrheit, die trotz allem Zugang zu den dafür notwendigen Informationen immer mehr ins Nebulöse ableitet. Jens Jessen führt als einen wesentlichen Grund dafür an, dass die Marktgesetze als Naturgesetze präsentiert mystifiziert werden: »Die Regeln des freien Marktes sind in ihnen keine Regeln, die sich die Gesellschaft gegeben hat (und also auch wieder nehmen könnte), sondern ewige Kräfte, vergleichbar der Schwerkraft, gegen die aufzubegehren sinnlos ist [...] Die Entwicklung der menschlichen Kultur vollzieht sich in dieser Perspektive unsteuerbar wie die Evolution« (Jessen 2005: 43).

Die gedankliche Grundfigur in der gegenwärtigen Modernisierungsphase ist die Verlagerung von bis dato gesellschaftlich abgesicherten Risiken in die

Selbstständigkeit des Menschen und die Verankerung des Wettbewerbgedankens auf individueller Ebene. Damit wird die Marktlogik individualisiert. Das Leben ist zu managen wie ein Unternehmen, mit Investitionen (z.B. Studiengebühren), mit Rücklagen (Altersvorsorge) und vor allem mit Wettbewerb in Konkurrenz mit den Mitbewerbern am Markt. Von dieser individuellen Warte aus betrachtet, ist die Entwicklung von Solidarität ein schwieriges Unterfangen. Das gilt sowohl für die Ebene des gemeinsamen Handelns in Schule, Beruf, Stadtteil etc. als auch für die Übernahme von gegenseitiger Verantwortung in der Familie.

Sicherlich bildet diese pointierte Darstellung nicht alle Realitäten in unserer Gesellschaft ab, gibt es auch Widerstände gegen die Ökonomisierung der Lebenswelten und ist sowohl im gesellschaftlichen als auch im privaten Bereich solidarischeres Handeln zu verzeichnen. Doch die Ideologisierung nimmt zu und selbst Wirtschaftsführer beklagen in Talkshows ihre Ausgeliefertheit an »das System des freien Marktes« (Jessen 2005: 43). Die Verallgemeinerung eines Menschenbildes aus den Gründerjahren, der Mensch als tatkräftiger und risikofreudiger Unternehmer, wird als modern vermarktet: So z.B. in dem von Heinz Bude bemühten Bildes des »unternehmerischen Einzelnen«, der sich »nicht an vorgegebene Standards hält, sondern eigene Kombinationen ausprobiert. Das lässt sich nicht auf wirtschaftliche Tätigkeiten beschränken, sondern betrifft das gesamte Universum der Lebenspraxis« (Bude 2001: 21). Bude sieht in der kritischen Haltung der »68er« das Alte, das Überholte und schwärmt von der Rolle des »Intellektuellen als Unternehmer«, als »Antreiber von Experimenten« (ebenda: 41). Ähnlich eingängig sind die Argumente von Paul Nolte, der der bürgerlichen Gesellschaft Bequemlichkeit und Passivität vorwirft, in dem sie sich gegenüber der »Unterschicht« von der Verantwortung mit Geld freigekauft habe (Nolte 2005: 69), statt den Armen Wettbewerbsbedingungen für einen Aufstieg in die Mittelschicht zu eröffnen (ebenda: 91).

3. Spurensuche: Der Weg in die 70er Jahre

In einer bestimmten, zeitlich relativ kurzen Phase der kapitalistischen Modernisierung in der Bundesrepublik Deutschland, beginnend Ende der 60er Jahre, ist eine gewisse Kongruenz zwischen zwei unterschiedlichen Aspekten gesellschaftlicher Entwicklung festzustellen: Dies sind auf der einen Seite die Anforderungen, die dieser Prozess an die Entwicklung der Individuen stellt, die sich vereinfachend auf den Begriff »geistiger« und »räumlicher Mobilität« bringen lassen. Auf der anderen Seite sind es die Bedürfnisse insbesondere der jungen Generation, mehr Einfluss auf die Gestaltung ihrer eigenen Lebensbedingungen zu gewinnen. Beide Aspekte setzen sich in der Moderni-

sierung gleichermaßen um. Nach den spektakulären Protesten der so genannten 68er bieten sich für einen relevanten Teil der jungen Menschen, Möglichkeiten über einen längeren Bildungsweg mehr Freiheiten in der Lebensführung zu gewinnen. Bereits in den frühen 80er Jahren leitet sich mit dem Entstehen der Sockelarbeitslosigkeit das Ende dieses ›Zeitfensters‹ ein und Anfang der 90er Jahre wird von einem zweiten Kontinuitätsbruch gesprochen, der durch die Verschärfung sozialer Ungleichheit und neuer sozialer Risiken gekennzeichnet ist (Berger/Vester 1998: 24). Es ist für die Entwicklung des Begriffes ›kultureller Kompetenz‹ lohnend, einen Blick auf jene kurze Zeit des gesellschaftlichen Aufbruches zu werfen, die zwischen Restauration und erneuter sozialer Segregation datiert.

Diese Zeit des Bruches mit Traditionen und des Beginns einer besonderen Form der Modernisierung ist sowohl für die in den 40er als auch in 50er Jahren Geborenen eine Phase relativen Jungseins. Je nachdem wie deutlich die Angehörigen dieser Generationen altersmäßig auseinander fallen, erleben sie den gesellschaftlichen Wandel aus unterschiedlicher Perspektive. So fällt für einige die Regierungserklärung »Mehr Demokratie wagen« (1972) in die Lebensspanne der beruflichen und familiären Verantwortungsübernahme, während andere diese Neupositionierung in der Politik als Rückenwind für ihre Forderung nach selbst verwalteten Jugendzentren nutzen. Albrecht Göschel konstruiert zudem Abgrenzungen bei den kulturellen Orientierungen. Aus seiner Perspektive zeichnet sich die Generation der 40er Jahrgänge durch »analytische Distanz und Aufklärung« aus, während die Folgegeneration wesentlich emotionaler und selbstverwirklichungsorientierter an Themen von Politik und Gesellschaft heran geht. (Göschel 1991). Solche Konstruktionen sind unter Umständen hilfreich, subjektiv unterschiedliche Muster der Auseinandersetzung mit dem Wandel abzuleiten. Ein Blick auf die Radikalität der Veränderungen verweist jedoch eher auf Gemeinsamkeiten des biografischen Erlebens hin. Beide Generationen partizipieren als junge Erwachsene oder Jugendliche vom Bildungsschub, beide sind Nutznießer des enormen Ausbaus kultureller Angebote und was besonders wesentlich ist, sie müssen sich in ihrer Lebensführung den Veränderungen in Politik, Ästhetik und Moral in anderer Weise stellen als die bereits in etablierten Verhältnissen lebenden Älteren.

Peter Alheit zeigt auf, dass beide Generationen als Jugendliche in unterschiedlicher Weise maßgeblich an der Durchsetzung einer »Zivilisierung« in einer »kulturell zutiefst restaurativen bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft« beteiligt sind. Aus proletarischen Milieus kommend stellt sich das Aufbegehren gegen überkommene Werte und Normen zunächst als Kampf von ›Halbstarken‹ für das Recht auf die Gestaltung des eigenen Äußeren (Elvistolle, Jeans und Petticoats), der freien Zeit und der eigenen Orte dar (Alheit 1994: 17f.). Im Laufe der 60er Jahre wendet sich auch die neue Gene-

ration von Akademikern offen der Populärkultur zu: »Rockmusik, Comics und Italowestern gehörten zur Selbstinszenierung der Studentenbewegung«. In Folge dieser »hegemonialen Kulturkämpfe« wendet sich auch die Wissenschaft und das Feuilleton populären Genres zu (Maase 2001: 16). Die Shell Jugendstudie von 1981 dokumentiert diese Entwicklung aus der Perspektive der Jugendlichen im historischen Vergleich: 1966 ermittelte die damalige Studie, dass lediglich 2 % der Jungen und 1 % der Mädchen zwischen 15 und 19 Jahren keine Einschränkungen hinsichtlich des abendlichen Ausgangs erfahren. Zehn Jahre später gaben 50 % der Jungen und 42 % der Mädchen an, keine diesbezüglichen Vorschriften zu bekommen. Auch hinsichtlich des Entscheidens über das eigene Aussehen, Kleidung, Haartracht etc. kommen die Studien zu entsprechend deutlichen Unterschieden (Jugendwerk Deutsche Shell 1981: 98ff).

Aus der Perspektive der in den 50er Jahren geborenen Generation schreibt Reinhard Mohr sein Buch über die 78er. Witzig, ironisch aber auch teilweise zynisch beschreibt Mohr den Alltag der Jugend, die in Folge des Bildungsschubes der 70er Jahre hauptsächlich als Studierende präsentiert werden. Eine kurze Textprobe: »Im Frühjahr 1977 verzeichnet der *Rote Kalender* »gegen den grauen Alltag« im Leben des 78ers P. eine bemerkenswerte Häufung von Terminen, zu denen sich stets mindestens ein Dutzend anderer Menschen einstellen«: Die Vorbereitung einer Demo, die Uni Vollversammlung, das Plenum der Anti-AKW-Gruppen usw. usf. (Mohr 1992: 49). Mohr schreibt weiter: »Die Wohngemeinschaft war der Zufluchtsort vor der Enge des Elternhauses und der tristen Perspektive spießiger Zweisamkeit, sozialer Stützpunkt für die Eroberung neuer (Lebens-)Welten und Quelle einer »zweiten«, politischen Sozialisation« (ebenda: 51). Natürlich mangelt es auch nicht an aus heutiger Sicht humorvollen Betrachtungen über öffentliche und halböffentliche Diskussionen zu Themen der Sexualität, Beziehungen und Geschlechterverhältnisse.

Was hier literarisch belächelnd vorgeführt wird ist nicht mehr und nicht weniger als die Beschreibung einer gewaltigen Änderung in der Lebensweise, die große Teile der Bevölkerung betrifft. Peter Alheit (1992) spricht in diesem Zusammenhang von einer »Kulturalisierung der Politik«, die die politische Kultur der 50er und 60er Jahre ablöst, deren Credo die strikte Trennung von Bereichen der Politik und der Nicht-Politik war. Nicht mehr »Ruhe« ist nun die »erste Bürgerpflicht« sondern Einmischung. Das Private wird zum Feld des Politischen. Sicherlich gibt es dabei auch aus heutiger Sicht Grenzüberschreitungen aber zunächst einmal ist die Tatsache von Bedeutung, dass nun alle gesellschaftlichen Bereiche kritisch hinterfragt werden, von der Kindererziehung und der Lebensform Ehe bis zum Verbot von Drogen. Dafür nehmen sich die Menschen damals Zeit. Der ironisch vorgestellte Rote Terminkalender dokumentiert, dass Menschen zusammenkommen, um verschiedenste

Aspekte gesellschaftlicher Entwicklung zu diskutieren, dazu Standpunkte zu beziehen und auch Aktivitäten für die Durchsetzung dieser Positionen zu planen. Stärker als je zuvor in der Geschichte der Bundesrepublik ist es in weiten Teilen der Jugend Konsens, dass gesellschaftliche Realitäten in politischen Kontexten entstanden und damit auch veränderbar sind. Die vielfältigen Initiativen für ›selbstverwaltete Jugendhäuser‹ und soziokulturelle Zentren unterstreichen dieses Bedürfnis nach Partizipation und Teilhabe ebenso wie die Zahl der Bürgerinitiativen in anderen gesellschaftlichen Bereichen.

Ulrich Beck liefert in dem Buch »Die Risikogesellschaft« (1986) einen Erklärungsansatz für diesen »ersten Kontinuitätsbruch« in der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Beck sieht den »Arbeitsmarkt als Motor der Individualisierung« und verweist dabei darauf, dass die internationale Konkurrenz neue Qualifizierungsprofile der Arbeitnehmer erfordere. Deutsche Tüchtigkeit und Pünktlichkeit mussten ergänzt werden um Qualifikationen wie Mobilität, Flexibilität und Teamfähigkeit. Insbesondere geistige und räumliche Mobilität erforderten eine Änderung der Lebensweise, die durch den Ausbau des Bildungswesens und der damit verlängerten Jugendphase auch möglich wird. Für das Heraustreten aus der ›Bequemlichkeit‹ überkommener Traditionen und Normen muss allerdings auch der persönliche Nutzen solcher Veränderungen für die Menschen subjektiv erfahrbar sein. Die Hoffnung, durch eine längere Bildungsphase, später einmal eine bessere Position und auch ein besseres Einkommen zu erhalten, ist dabei zwar eine wichtige Motivation und Grundlage für den Aufschub frühzeitiger Einkünfte aus Arbeit. Peter Alheit verweist jedoch darauf, dass auch die größere Selbstbestimmtheit und die Möglichkeit, gesellschaftlich gestaltend wirken zu können, von wesentlicher Bedeutung waren (Alheit 1992: 302).

Für die Bereitschaft, durch längere Ausbildungszeiten, Studium, Ortswechsel und offeneren Formen der Lebensgemeinschaft Risiken auf sich zu nehmen ist wesentlich, dass sich die neue Offenheit unter Bedingungen einer relativ ausgeprägten »wohlfahrtsstaatlichen Modernisierung« (Beck) entwickelt. Hinter diesem sperrigen Begriff verbergen sich u.a. aus heutiger Sicht relativ kulante Regelungen im Sozialhilfegesetz, die Einführung des BAFöGs, ein breiter aufgestelltes System von Arbeitsförderungsmaßnahmen im Bereich der Weiterbildung und des zweiten Arbeitsmarktes (ABM). Damit existieren in dieser Zeit noch relativ starke soziale Netze, die subjektiv ein Stück Sicherheit vermitteln und im Falle des Falles auch wirksam werden. Auch die Möglichkeiten der städtischen Kommunikationsstruktur tragen wesentlich dazu bei, sich mit einer neuen offeneren Lebensweise anzufreunden. Schließlich bietet damals die Stadt mit ihrer kulturellen und sozialen Infrastruktur auch Singles ein Gefühl von ›Heimat‹, denn die Stadt ist auch der Ort, an dem Neue Soziale Bewegungen erstarkten und neue soziale Netzwerke entstehen (Häußermann/Siebel 1987: 14ff.).

Die Spurensuche in dieser ersten Phase der Modernisierung führt zu Hinweisen auf eine spezifische Form von zivilem Ungehorsam, der sich zunächst im Kampf um kulturelle Distinktion Jugendlicher und später in dem Bestreben einer umfassenden Einflussnahme auf die Entwicklung in fast allen gesellschaftlichen Bereichen konkretisiert, was sich im Begriff ›Bürgerinitiative‹ manifestiert. ›Kulturelle Kompetenz‹, so ein erster Aufschlag, beinhaltet damit Kritikfähigkeit und die Bereitschaft, sich gemeinsam mit anderen für eine ›dritte Sache‹ zu engagieren. Dafür sind bestimmte Zugriffe auf Ressourcen im Bereich des kulturellen Kapitals (Bourdieu) ebenso elementar wie die Fähigkeit zur Vernetzung. Es gilt allerdings auch zu berücksichtigen, dass dieses Engagement bis in die späten 70er Jahre hinein in weiten Bereichen mit einem spezifischen gesellschaftlichen Veränderungsbedarf im Zuge der Modernisierung übereinstimmte. Einerseits mussten neue Freiheiten und Mitspracherechte unter teils riskanten Bedingungen (Stichwort Berufsverbote) erkämpft werden. Andererseits konnten viele Veränderungen auch deshalb durchgesetzt werden, weil es in Hinblick auf die Rahmenbedingungen marktförmiger Modernisierung ›an der Zeit war‹, bestimmte Strukturen zu verändern. Dies zeigt sich insbesondere am Zusammenhang von Mobilitätsanforderungen und der Veränderungen in der Lebensweise.

4. Kultur mit Wirkungszuständigkeit fürs Soziale und als Grundlage kritische Utopie?

»Kultur für alle« steht als Überschrift über ein bestimmtes Verständnis von kulturpolitischem Handeln in den 70er und den frühen 80er Jahren. Parallel zum Ausbau des Bildungswesens, finden in dieser Zeit große Investitionen in den Bau von Museen, Theatern und anderen Einrichtungen der Hochkultur statt. Auch die soziokulturellen Zentren und die Stadtteilkulturzentren datieren in dieser Zeit ihre ›Gründerjahre‹ (Flohé/Knopp 2003).

Den ›theoretischen Aufschlag‹ für dieses neue Verständnis von Kulturpolitik liefern Hermann Glaser und Karl Heinz Stahl 1974 mit der Veröffentlichung »Die Wiedergewinnung des Ästhetischen«. Knapp 13 Jahre später sprechen sie rückblickend von einem »Bürgerrecht auf Kultur«: »Von besonderer Bedeutung für aktive Kulturpolitik ist die sozialstaatliche Verpflichtung, jedem Menschen ein Höchstmaß an Förderung zur Entfaltung seiner Persönlichkeit zukommen zu lassen« (Glaser/Stahl 1983: 18). Hilmar Hoffmann bezieht sich in »Kultur für alle« (1979/1981) auf die besondere Bedeutung von Bildung und Kultur im Kampf um die Emanzipation des Bürgertums gegen Adel und Feudalstrukturen. Ein solch emanzipatorisches Verständnis von Bildung, dass mehr auf die Persönlichkeitsentwicklung denn auf die Verwertbarkeit von Wissen abzielt, findet sich z.B. in dieser Zeit in den Werken von

Friedrich Schiller und Gotthold Ephraim Lessing und wird theoretisch von Wilhelm von Humboldt begründet (Bollenbeck 1996: 143ff). Hoffmann veranschaulicht die Bedeutung der Sphäre der Kultur für die bürgerliche Emanzipation an verschiedenen Sparten, insbesondere an den Inhalten und Präsentationsformen des damaligen Theaters (Hoffmann 1981: 50ff.) und der widersprüchlichen Entwicklung der Oper in den italienischen Stadtstaaten des 17. Jahrhunderts (ebenda: 81). In dieser Zeit wird das kritische Potenzial von Kultur, hier im Sinne von Kulturproduktion und -rezeption, deutlich, allerdings nur in Bezug auf eine bestimmte historische Konstellation von Herrschaft und Unterdrückung und nur für eine bestimmte gesellschaftliche Gruppe. Das Konzept »Kultur für alle« hingegen sollte den Zugang zur Kultur für möglichst alle sozialen Schichten öffnen, dies unterstreicht Hilmar Hoffmann: »Dem erweiterten Kulturbegriff liegt darüber hinaus die Absicht zugrunde, den traditionell kleinen Kreis der Kenner zu einem großen Kreis der Kenner zu machen, denn Kunst braucht Kenntnisse (Brecht)« (Hoffmann 1981: 31). Gleichzeitig ging es darum, die kulturelle Eigenaktivität im Sinne einer »Kultur von allen« (ebenda: 18f.) zu fördern. Die Verallgemeinerung des emanzipatorischen Bildungs- und Kulturverständnisses des damals um seine Hegemonie kämpfenden Bürgertums, das die Persönlichkeitsentwicklung in den Vordergrund stellt, ist eine der wesentlichen Stärken des Konzeptes »Kultur für alle«, der auch in der heutigen Bildungsdiskussion noch Bedeutung zukommt (Bünder 2007).

Die Balance zwischen der Öffnung von Kultur, der Förderung kultureller Eigenaktivitäten auf der einen Seite und dem Erhalt der künstlerischen und kritischen Substanz von Kulturproduktionen auf der anderen stellt sich rückblickend als ein schwieriges Projekt heraus. Das kommunale Kulturangebot wird Mittel zum Zweck in einem stetig verschärfenden Standortwettbewerb der Städte und Kultur gerät im Kontext ökonomischer Beschleunigungsprozesse immer mehr zum Event. In Folge dieser Entwicklungen geht das zivilgesellschaftliche und humanitäre Anliegen der »Neuen Kulturpolitik« zunehmend verlustig (Sievers/Wagner 1993, Knopp/Loers 2000: 25ff.). Kritik am Konzept »Kultur für alle« wird im Wesentlichen mit folgenden Positionen begründet: Zum einen wird ein Verlust der »ästhetischen Relevanz« beklagt, Im Zuge der neuen Kulturpolitik sei alles, was nicht Hochkultur ist, zur Kultur stilisiert worden, von der Stadtteilarbeit bis zur Geschichtswerkstatt (Kolbe 1993: 15). Zum anderen wird die Instrumentalisierung von Kultur für eine soziale Exklusion im städtischen Leben kritisiert: »Kultur wird an alle verteilt, die sich das urbane Angebot leisten können [...]« (Demirovic 1993: 33; Flohé/Knopp 2003: 32ff.)

Der Ansatz über die Teilhabe an Kultur eine Öffnung von gesellschaftlichen Strukturen für möglichst alle soziale Gruppen zu bewirken, wird in den 70er Jahren mit Bezug auf ein frühes Essay von Herbert Marcuse entwickelt

(Glaser/Stahl 1983: 18f.). Der Nachgang dieser Gedanken ist aufschlussreich für die Begründung der grundsätzlichen Fragen von Kultur und Herrschaft, zugleich bietet Marcuse in einem späteren Text Hinweise, wie die kritische Substanz von Kultur erhalten werden kann. Marcuse geht diesen Themen in zwei deutlich auseinander liegenden Zeiten nach: Den Aufsatz »Über den affirmativen Charakter der Kultur« veröffentlicht er 1937 in Frankreich und »Bemerkungen zu einer Neubestimmung der Kultur« 1965 in den USA. In beiden Veröffentlichungen geht es zentral um das Verhältnis von Kultur und Zivilisation. In dem frühen Text thematisiert er die Herrschaftsfunktion einer affirmativen (bejahenden) Kultur. Marcuse begründet diese Herrschaftsfunktion mit der Trennung »des Zweckmäßigen und Notwendigen vom Schönen und vom Genuß« (Marcuse 1965a: 57), die sich nach und nach in der Geschichte entwickelt und in der bürgerlichen Gesellschaft nun verallgemeinert hat: »Unter affirmativer Kultur sei jene der bürgerlichen Epoche angehörige Kultur verstanden, welche im Laufe ihrer eigenen Entwicklung dazu geführt hat, die geistig-seelische Welt als ein selbständiges Wertreich von der Zivilisation abzulösen und über sie zu erhöhen. Ihr entscheidender Zug ist die Behauptung einer allgemein verpflichtenden, unbedingt zu bejahenden, ewig besseren Welt, welche von der tatsächlichen Welt des alltäglichen Daseinskampfes wesentlich verschieden ist [...]« (ebenda: 63). Marcuse nimmt Bezug auf die Entwicklung des Bürgertums von einer zunächst revolutionären Kraft hin zur bürgerlichen Herrschaft und sieht die »kritisch-revolutionäre Kraft des Ideals« durch den Verrat an den eigenen Zielen entwertet. Gegenstand der bürgerlichen Kultur ist nun die edle und nicht die bessere Welt. »Humanität wird zu einem inneren Zustand«, zu »einer Haltung«. Damit rückt das wirkliche Elend aus dem Focus. Kultur dient der Erhebung, der Erbauung, sie »erhebt das Individuum, ohne es aus seiner tatsächlichen Erniedrigung zu befreien« (ebenda: 71).

Fast 30 Jahre später sieht Marcuse im Zusammenhang mit dem Aufkommen einer Konsumgesellschaft die kritische, utopische Funktion von Kultur verlustig gehen (Marcuse 1965b: 151). Er stellt nachdrücklich heraus, dass er den »weitgehenderen Zugang zur traditionellen Kultur« nicht in Frage stellen will, beschreibt jedoch zugleich die Gefahr der Vereinnahmung von Kultur: »[...] die autonomen kritischen Kulturgehalte werden pädagogisch, erbaulich, zu etwas Entspannenden – ein Vehikel der Anpassung« (ebenda: 155). In anderer Perspektive als in den 30er Jahren hebt Marcuse nun den normativen und nicht-operationalen Charakter von Kultur hervor, konkretisiert an den Werten Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit. Und zwar deshalb, weil die Denk- und Forschungsweisen in der fortgeschrittenen Industriekultur dazu führen, diese normativen Begriffe als verwirklicht darzustellen (ebenda: 157). Mit anderen Worten: Die Freiheit des Marktes wird mit Freiheit schlechthin gleichgesetzt. In Auseinandersetzung mit einem positivistischen Wissen-

schaftsverständnis und einer Forschung für Kriegszwecke plädiert Marcuse für ein Verständnis von Fortschritt, dem die Befreiung von der »fatalen Dialektik von Herr und Knecht« zugrunde liegt und die den Stoffwechsel der Menschen mit der Natur nicht in Form der Ausbeutung des Menschen durch seinesgleichen reguliert. Solange eine solche Befreiung nicht realisiert ist, bewahrt – so Marcuse – die »nichtwissenschaftliche Kultur die Idee der Zwecke« menschlichen Handelns, »nämlich die der Humanität« (ebenda: 169).

Im Zusammenführen beider Aspekte öffnet sich eine Perspektive für ein emanzipatorisches Verständnis von Kultur, das der Förderung kultureller Kompetenz zugrunde gelegt werden kann. Der Öffnung des Zugangs zu Kultur kommt in Zeiten zunehmender sozialer Differenzierung und Exklusion nach wie vor Bedeutung zu. Doch das Ziel der Öffnung des Zugangs zu Bildung und Kultur ist heute für sich alleine genommen nicht mehr zukunftsweisend, da es nicht die Ebene der Inhalte berührt. In diesem Punkt ist der Anschluss an das späte Werk von Marcuse produktiv, denn es stellt der Marktideologie die Utopie der Humanität als Alternative gegenüber. In einem neuen Verständnis von »Kultur für alle« gilt es die kritischen Potenziale von Kultur stärker in den Vordergrund zu stellen. Die Aneignung von Kultur (Kulturproduktion, Kulturdarbietung) kann und soll dazu beitragen, eine kritische Weltansicht zu ermöglichen. Die Utopie der Humanität ist dabei nicht zu trennen von der Utopie eines ›rationalen Stoffwechsels der Menschen mit der Natur‹, womit im Rückbezug auf marxistische Theorie nicht mehr und nicht weniger gemeint ist, als die Überwindung der Fremdbestimmtheit durch ›den Markt‹ zu suchen. In gewisser Weise ist dieser Ansatz mit dem Appell zu veranschaulichen, den Bertold Brecht an den Schluss des Theaterstückes »Die Ausnahme und die Regel« (1929-30) setzt: »Ihr habt gehört und ihr habt gesehen. Ihr saht das Übliche, das immerfort Vorkommende. Wir bitten euch aber: Was nicht fremd ist, findet befremdlich! Was gewöhnlich ist, findet unerklärlich! Was da üblich ist, das soll euch erstaunen. Was die Regel ist, das erkennt als Missbrauch. Und wo ihr den Missbrauch erkannt habt Da schafft Abhilfe« (Brecht 1980: 329f.)

›Kulturelle Kompetenz‹ zu fördern ist in diesem Sinne auch die Schaffung von Zugängen zu kulturellen und sozialen Utopien. Einem solchen Bemühen liegt die Einsicht zugrunde, dass die Ursachen für das Entstehen von Armut und Ausgrenzung in hoch entwickelten Ländern in erster Linie in den gesellschaftlichen Strukturen zu suchen sind. Es gilt demnach ebenso zu fragen, welche Wege zur einer ›Öffnung‹ von Gesellschaft führen und soziale und kulturelle Teilhabe begünstigen, wie auch danach, welche das Gegenteil bewirken. Wie wenig selbstverständlich solche Positionierungen sind, verdeutlicht die gegenwärtige Diskussion in der Sozialpolitik, in der eine Trennung von Zugangsgerechtigkeit und Verteilungsgerechtigkeit das Vorherrschende ist (Knopp 2007). In kritisch kultureller Perspektive wird nachvollziehbar,

warum der Appell an die Bildungsbereitschaft so genannter Unterschichten zum Zynismus gerät, solange ihnen die Perspektive des Zugangs zur Gesellschaft verstellt wird, während gleichzeitig propagiert wird, »Geld haben die Armen in Deutschland genug« (stern 43/2006).

5. Kulturelle Kompetenz und das Gelingen im Alter

Simone de Beauvoir kommt in ihrem eingangs erwähnten Werk in Hinblick auf ein Gelingen im Alter zu einem sehr pessimistischen Resümee und »wünscht« eine andere, eine bessere Gesellschaft herbei: »In der idealen Gesellschaft, die ich hier beschworen habe, würde, so kann man hoffen, das Alter gewissermaßen gar nicht existieren: Der Mensch würde, wie das bei manchen Privilegierten vorkommt, durch Alterserscheinungen unauffällig geschwächt, aber nicht offenkundig vermindert; er stürbe also, ohne zuvor Herabwürdigung erfahren zu haben. Das letzte Lebensalter entspräche dann wirklich [...] eine(r) Existenzphase, die sich von der der Jugend und dem Erwachsenenalter unterscheidet, aber ihr eigenes Gleichgewicht besitzt und dem Menschen eine weite Skala von Möglichkeiten offen lässt« (de Beauvoir 2004: 712). In der Betrachtung von gelungenen Altersbiografien herausragender Persönlichkeiten aus Politik, Kunst und Kultur zeigt sie aber zugleich Möglichkeiten auf, auch in Klassengesellschaften das Alter als produktive und befriedigende Lebensphase zu erleben: »Freiheit und Klarheit« können nämlich dann als das »Wertvollste« im Alter genutzt werden, wenn die Menschen Ziele haben: »Es gibt kein größeres Glück für den alten Menschen [...], als dass noch Ziele für ihn die Welt bevölkern. Solange er aktiv ist, nützlich, entrinnt er der Langeweile und Erniedrigung« (de Beauvoir 2004: 645). Es gilt deshalb Ziele zu verfolgen, »die unserem Leben einen Sinn verleihen: das hingebungsvolle Tätigsein für Einzelne, für Gruppen oder für eine Sache, Sozialarbeit, politische, geistige oder schöpferische Arbeit« (de Beauvoir 2004: 708). Aus dem Kontext ihrer Veröffentlichung wird deutlich, dass dieses Engagement auch immer als auf die Schaffung einer besseren Welt ausgerichtet zu verstehen ist.

Die Menschen, die heute in die nachberufliche Phase eingetreten sind oder auf sie zusteuern, finden im Allgemeinen bessere Bedingungen vor, als dies zur Zeit der Analyse von Simone de Beauvoir für die Mehrheitsgesellschaft der Fall war. Wie aufgezeigt, konnten sie in jungen Jahren Zeitzeuge einer, wenn auch relativ kurzen, Phase von Demokratisierung und Politisierung werden. Nicht wenige von ihnen waren in dieser Zeit auch selber Akteure in diesem Prozess und konnten Erfahrungen in Bürgerinitiativen, Interessensvertretungen und Projekten gewinnen. Wenn sie heute für bessere Lebensbedingungen im Alter eintreten, sich generationsübergreifend sozial und kulturell

engagieren und Mitbestimmungsrechte einfordern, dann treten sie damit – gleich ob bewusst oder nicht – fast immer in den Widerstand gegen die marktformige ökonomische Beschleunigung, denn im »flexiblen Kapitalismus fehlt die Basis für eine neue Alterskultur« (Rosenmayr 2007: 43). Am deutlichsten wird dies wohl gegenwärtig bei Themen der Stadtentwicklung (Günter/Vogelskamp 2005).

Einige der so genannten ›Jungen Alten‹ haben sich bereits für Projekte entschieden, verfolgen Ziele, die über das Private hinausgehen und über die »dritte Sache« vermittelt neue Beziehungen zu anderen öffnen. Um ihre »Weisheitsqualitäten« (Kinsler 2003) in vollem Maße ›mobilisieren‹ zu können, bedarf es – zumindest für einen Teil dieser Generation – der Unterstützung bei der Entwicklung und Ausgestaltung von ›kultureller Kompetenz‹. So wie dieser Begriff hier eingeführt wurde, handelt es sich zum einen um ein weit gefasstes Verständnis von kulturellem und (!) sozialem Kapital (Bourdieu 1973). ›Kulturelle Kompetenz‹ beinhaltet sowohl kulturelle Bildung als auch eine Vernetzung, die über das gemeinschaftliche Verfolgen von Zielen (›dritte Sache‹) zustande kommt. Wie beim Begriff des kulturellen Kapitals von Pierre Bourdieu ist ›kulturelle Kompetenz‹ personenbezogen, d.h. sie muss von den Individuen angeeignet und kann durch sie kontinuierlich erweitert werden. Des Weiteren steht ›kulturelle Kompetenz‹ in dieser Definition für eine Weltsicht aus kultur-kritischer Perspektive und mit der Utopie des Humanismus. Das Zusammenspiel von gemeinsamen sozialem und kulturellem Engagement und der Auseinandersetzung mit den Widersprüchen einer marktformigen Gesellschaft unter dem Blickwinkel von sozialen und kulturellen Utopien bildet die beste Voraussetzung für die Aneignung und kontinuierliche Erweiterung von ›kultureller Kompetenz‹. So verstanden bildet ›kulturelle Kompetenz‹ eine Chance für die gesellschaftliche Wirksamkeit im Alter.

Literatur

- Alheit, Peter (1992): Kultur und Gesellschaft. Plädoyers für eine kulturelle Neomodern, Bremen: Universitätsverlag.
- Alheit, Peter (1994): Zivile Kultur, Frankfurt a.M./New York: Campus Verlag.
- Beck, Ulrich (1986): Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Berger, Peter A./Vester, Michael (1998): Alte Ungleichheiten Neue Spaltungen, In: Berger, Peter A./Vester, Michael (Hg.): Alte Ungleichheiten Neue Spaltungen, Opladen: Verlag Leske + Budrich, S. 9-30.
- Bollenbeck, Georg (1996): Bildung und Kultur, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.

- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. In: Kreckel, Reinhard: Soziale Ungleichheiten, Göttingen: Sonderband Soziale Welt (2), Schwartz Verlag, S. 183-198.
- Bude, Heinz (2001): Generation Berlin, Berlin: Merve Verlag.
- Brecht, Bertolt (1980a): Die heilige Johanna von den Schlachthöfen. In: Suhrkamp Verlag: Die Stücke von Bertolt Brecht in einem Band, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 269-316.
- Brecht Bertolt (1980b): Die Ausnahme und die Regel. In: Suhrkamp Verlag: Die Stücke von Bertolt Brecht in einem Band, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 317-330.
- Bünder, Peter (2007): Fördern und Fordern im Kindergartenalter: Statt Bildung Bildungspläne? In: Knopp, Reinhold/Münch, Thomas (Hg.): Zurück zur Armutspolizey? Soziale Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle, Berlin: Verlag Frank & Timme, S. 131-141.
- Castells, Manuel (2001): Das Informationszeitalter. Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen: Verlag Leske + Budrich.
- De Beauvoir, Simone (2004): Das Alter, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Demirovic, Alex (1993): Kultur für alle – Kultur durch alle. In: Kulturpolitische Mitteilungen Nr. 63/IV/93, S. 30-34.
- Deutsche Shell, Jugendwerk (Hg.) (1981): Jugend 1981, Opladen: Verlag Leske + Budrich.
- Deutsche Shell Holding (Hg.) (2006): Jugend 2006, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Flohé, Alexander/Knopp, Reinhold (2003): Soziokulturelle Zentren im Kontext gesellschaftlicher Entwicklung. In: Institut für Kulturpolitik der Kulturpolitischen Gesellschaft (Hg.): Soziokulturelle Zentren in Nordrhein-Westfalen, Essen: Klartextverlag.
- Glaser, Hermann/Stahl Karl Heinz (1974): Die Wiedergewinnung des Ästhetischen, München: Juventa Verlag.
- Glaser, Hermann/Stahl, Karl Heinz (1983): Bürgerrecht Kultur, Frankfurt a.M., Berlin, Wien: Ullstein Verlag.
- Göschel, Albrecht (1991): Die Ungleichzeitigkeit in der Kultur, Stuttgart, Berlin, Köln: Verlag W. Kohlhammer.
- Günter, Roland/Vogelskamp Stephan Alexander (2005): Das süße Leben. Der neue Blick auf das Alter und die Chance schrumpfender Städte, Essen: Klartext Verlag.
- Häußermann, Hartmut/Siebel, Walter (1987): Neue Urbanität, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag.
- Hoffmann, Hilmar (1981): Kultur für alle. Perspektiven und Modelle, Frankfurt a.M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

- Jessen, Jens (2005): Fegefeuer des Marktes. In: Die Zeit, Nr. 30 vom 21.6.2005, S. 43-44.
- Kinsler, Margrit (2003): Alter Macht Kultur. Kulturelle Alterskompetenzen in einer modernen Gesellschaft, Hamburg: Verlag Dr. Kovac.
- Knopp, Reinhold (2000): Kultur für alle – Kultur für wen? In: Bundesvereinigung Soziokultureller Zentren (Hg.): www.soziokultur.de/20, Essen: Verlag Kooperative Stattwerk, S. 79-85 .
- Knopp, Reinhold (2007): Position und Perspektive kritischer Sozialer Arbeit. In Knopp, Reinhold/Münch, Thomas (Hg.): Zurück zur Armutspolizey? Soziale Arbeit zwischen Hilfe und Kontrolle, Berlin: Verlag Frank & Timme, S. 33-51.
- Knopp, Reinhold/Loers, Annette (2000): Soziokulturelle Zentren und die Auseinandersetzung um die Zukunft der Stadt. In: Knopp, Reinhold/Loers, Annette (Hg.): Ortsgespräche. Die Zukunft der Stadt in der Diskussion, Essen: Klartext Verlag, S. 16-38.
- Kolbe, Jürgen (1993): Die Kulturpolitik stirbt still. In: Süddeutsche Zeitung vom 6.7.1993.
- Maase, Kaspar (2001): Schundkampf und Demokratie. In: Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft der Universität Tübingen (Hg.): Prädikat wertlos, Tübingen: Verlag Tübinger Vereinigung für Völkerkunde, S. 8-18.
- Marcuse, Herbert (1965a): Über den affirmativen Charakter der Kultur, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 56-101.
- Marcuse, Herbert (1965b): Bemerkungen zu einer Neubestimmung der Kultur, Frankfurt a.M.: Suhrkamp Verlag, S. 147-172.
- Mohr, Reinhard (1992): Zaungäste. Die Generation, die nach der Revolte kam, Frankfurt a.M.: Fischer Verlag.
- Nolte, Paul (2005): Generation Reform, München: Verlag C.H. Beck.
- Rosenmayr, Leopold: Schöpferisch Altern. Eine Philosophie des Lebens, Wien: Lit Verlag.
- Sennett, Richard (2005): Die Kultur des neuen Kapitalismus, Berlin: Berlin Verlag.
- Sievers, Nobert/Wagner, Bernd (1993): »Kultur für alle« am Ende? In: Kulturpolitische Mitteilungen, Heft 63 IV/1993, S. 12-13.

